

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 110 (1984)
Heft: 31

Rubrik: Von Haus zu Haus

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Von Haus zu Haus

Ilse Frank

Neue Aspekte

Es geschah an einem grauen Alltagsabend. Müde kehrte ich vom Büro heim und wünschte mir das bisher meist ausgebliebene Briefkastenwunder: Post erbauenden Inhalts. Ich fand sogar, was ich herbeigesehnt hatte! Das dicke Couvert trug Irmas Schriftzüge, die zu sichten mir bereits neuen Schwung verlieh. Was die teure Freundin zu Papier gebracht hatte, erquickte gar meine Seele. Irma schrieb:

Liebe Ilse

Seit fast genau zehn Monaten hast Du nichts mehr von mir gehört. Dafür finde ich keine Entschuldigung – ausser derjenigen, dass es mir schwergefallen ist, mich der neuen Umgebung auch nur halbwegs anzupassen. Ich fühle mich noch immer fremd, und mein Heimweh wächst stündlich. Das wirst Du, streitbares Wesen, kaum einfach hinnehmen. Deshalb möchte ich Dir

verschiedene Tatsachen zu bedenken geben:

Ilse, Helvetien ist wunderbar! Ich habe dieses Faktum erst jenseits der Grenzen erkannt, als ich die hiesigen Um- und Zustände den dortigen gegenüberstellte. Fazit: Überhaupt kein Vergleich!

Die Eidgenossenschaft schliesst sanfte bis bizarre Gegenden ein. Noch strahlen die Berge, locken die Täler, lächeln die Seen. Auf fetten Wiesen weidet das Vieh. In lauschigen Hainen lustwandeln Menschen. Unter Waldarkaden suchen sie Schutz vor Unwettern oder Hitzewogen.

Die Städte prangen in bunten Häuserfarben, schmücken sich mit Villengärten, öffentlichen Parkanlagen, gepflegten Promenaden. Und über all der erdnahen Pracht wölbt sich ein reiner Himmel!

Ach, Ilse: Wie ich Dich beneide! Du kannst aus der Nähe bewundern, was zu sehen mir nur aus bedrückender Ferne möglich ist. Überdies geniesst Du die Vorzüge einer bewährten Demokratie, darfst wählen, stimmen, das, was die Regierungsvertreter tun, kommentieren, ja kritisieren. Du darfst publizieren, wonach Dir der Sinn steht. – Stell Dir vor, jemand täte dies bei uns!

In der Schweiz gibt es keine Repressalien. Keine Beschnei-

dung der Freiheitsrechte durch den Staat. Keine übermächtigen Wirtschaftsbosse, die den Arbeitnehmer einschüchtern, den Bürger verunsichern, Medienschaffende verketzern, Oppositionelle bekriegen. Ihr kennt kein Berufsverbot, keinen Gesinnungsterror. Erlaubt ist, was gefällt, und Gefallen findet Ihr an dem, was sich für die Allgemeinheit ziemt.

Wenn Du in «Deinem» Blatt etwas veröffentlichst, liebe Ilse, erfährst Du die Noblesse toleranter Leser. Sie prüfen Deine Ansichten, sehen ihre eigenen bestätigt oder widerlegt, forschen auf jeden Fall nach der Wahrheit, wollen nicht einfach recht haben, indem sie Tatsachen aus Eurer Welt wegleugnen. Dein «Publikum» handelt nach dem Motto: Leben und leben lassen.

Unter Polemik hast Du nicht zu leiden. Wenn man Dich angreift, geschieht es im Rahmen der Sachlichkeit. Herr und Frau Schweizer ertragen übrigens ein gerüttelt Mass an Widerborstigkeit, bevor sie in Wut geraten.

Als Beispiel nenne ich Dir das jüngste Werk unseres grossen Historikers J. R. von Salis, «Notizen eines Müssiggängers». Meine Mutter hat mir das Buch empfohlen, und ich staunte ob einzelner Passagen nicht schlecht. – Am besten zitiere ich ein paar Sätze:

«Es ist mehr als bedenklich, wenn der höchste Pädagoge unserer Armee nicht weiss, dass die Ursache einer gewissen Orientierungslosigkeit und Entwurzelung unserer – schweizerischen und europäischen – Jugend eine Folge des Industriezeitalters und seiner gesellschaftlichen und zivilisatorischen Auswüchse ist. (...) Es wundert mich, dass Bundesrat Chevallaz, den ich als Wirtschaftshistoriker und ehemaligen akademischen Lehrer schätzte (...), einen Walliser Obersten, der offenbar keine Ahnung vom Leben und Geist der städtischen Industriegesellschaft, ihrer Mentalität und ihrer Jugend und kein pädagogisches Flair hat, zum Ausbildungschef der Armee ernannte.»

Da bist Du perplex, liebe Ilse, oder? Du musst Dich unbedingt an die Lektüre der im Tagebuchstil gehaltenen Aufzeichnungen machen, damit Du erfährst, dass der liberale Geist bei Euch weht, wo er will. – Ist das nicht herrlich?

Die rührende Irma! Sie schwärmte seitenlang weiter. Ihr Brief versetzte mich in einen seltsamen Dämmerzustand. Den ihm entsprungenen Bildern folgten allmählich die illusionären Zeichen des Schlafes.

Ich wollte, ich träumte noch immer!

Der beste Wächter

Haben Sie auch einen Nachbarn, der Tiere hält? Unserer hatte einen Gepard, was sogar in Nairobi ungewöhnlich ist. Vor den Toren der Stadt, in einem exotischen Garten, in dem das rote Backsteinhaus unter einem Meer üppig rankenden Goldregens beinahe verschwand, lebte der Gepard «Tiga».

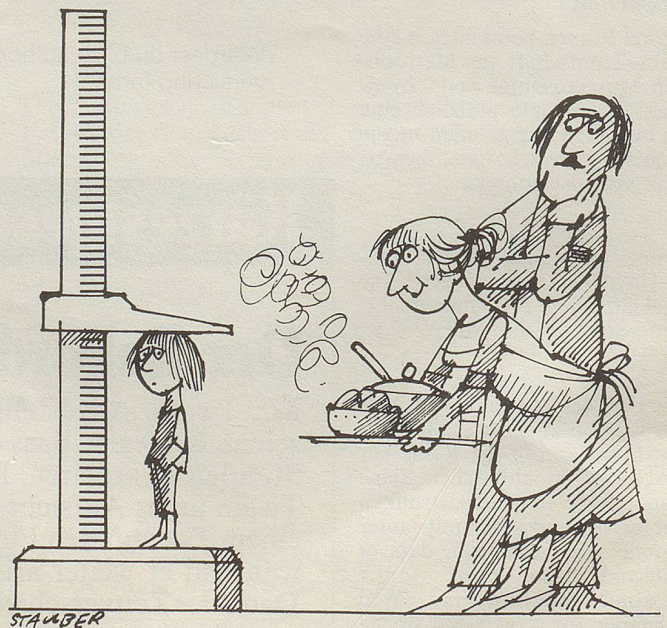
Vor vielen Jahren fand ein Wildhüter im Park drei junge, halb verhungerte Geparde. Der kleinste war auf einem Auge blind und schien die geringsten Überlebenschancen zu haben. Seine Brüder haben es nicht geschafft, nur der Schwächste, offenbar aber Widerstandsfähigste, wurde im Laufe der Jahre gross und stark. Er schloss von Anfang an Freundschaft mit einer Labradorhündin, und die beiden wuchsen zusammen auf. Der Gepard

erhielt den Namen «Tiga», in Anlehnung an das deutsche Wort Tiger.

Tiga war der beste Wächter, den man sich vorstellen kann, und diese Tatsache war weit herum bekannt. Er sass Tag und Nacht im Garten, fauchte und peitschte aufgeregt mit dem Schwanz, wenn sich Fremde näherten.

Wir wurden von unseren Nachbarn zum Tee eingeladen und sollten bei dieser Gelegenheit Tiga persönlich kennenlernen. Wir waren jedoch gewarnt, uns Tiga auf keinen Fall auf eigene Faust zu nähern, da er immer unberechenbar blieb.

Unsere Nachbarn führten uns in eine Ecke des Gartens, wo wir warteten, bis Tiga neugierig heranschleuderte und uns von allen Seiten ausgiebig beschnüffelte. Dass wir grosse Katzenfreunde sind, musste er gleich bemerkt haben, denn er stupste mich als Aufforderung, ihn zu streicheln. Er legte sich auf den Rücken, damit ich ihn auch am Bauch



kraulen konnte, schnurrte vor sich hin und strampelte mit den Beinen in der Luft, genau wie unser Kater. Tiga hatte jedoch viel mehr Kraft, so dass ich durch seinen Stoss das Gleichgewicht verlor und auf den Rücken fiel, zum Glück ins weiche Gras.

Tiga war gut aufgelegt und wollte ausgiebig mit uns spielen. Nachdem wir viele Bilder geknipst hatten, begaben wir uns ins Wohnzimmer zum Tee. Die musikalische Gastgeberin spielte uns auf dem Flügel perlende Impromptus von Chopin vor. Es war ein unvergessliches Bild, als Tiga auf den schräggestellten Flügeldeckel sprang, die Pfoten herunterhängen liess und mit geschlossenen Augen den Tönen lauschte. Tiga geniesse seine Lieblingsmusik, sagte der Hausherr ...

Als wir uns verabschiedeten, sass Tiga schon wieder in königlicher Haltung, unbeweglich wie eine Statue, an seiner strategischen Stelle, von wo aus er das Haus und das Gartentor im Auge behalten konnte. *Nelly Riegger*

Am Ende der Welt

Am Ende der Welt ist nun auch der Sommer eingezogen, alle Klistersorgen sind vergessen. Jetzt ist Velofahren Trumpf!

Natürlich wollten wir das Tal am Ende der Welt auch ohne Schnee erleben. Wir sind durch die Wälder des Risou gestreift, wirklich bis zur Grenze hin. Ein Mauerlein trennt die Schweiz von Frankreich. Gerne wären wir bis zu jenem Grenzstein gegangen, bei dem letzten Sommer die Dittissima begann, die vom Ende der Welt noch weiter als bis zum Anfang der Welt führte, aber das Gelände war uns schon dort zu beschwerlich.

Wir haben einige Grenzsteine mit der Jahreszahl 1814 entdeckt, auf der einen Seite mit der Lilie der Franzosen versehen, auf der andern Seite mit dem Wappen des Kantons Waadt. Gross war unser Erstaunen, als wir noch ältere Grenzsteine entdeckten, die auf der Schweizer Seite mit dem Berner Wappen versehen waren! Meinem Gespons, dem Berner, schlug das Herz höher; ich nehme es wenigstens an! Ihm, als ehemaligem Beherrscher. Ich als Bündnerin denke jedenfalls immer noch mit Wehmut ans Veltlin!

Was sind doch die Waadtländer für gemütlische Miteidgenossen. Lassen einfach Grenzsteine mit dem Berner Wappen stehen. So etwas würde den Jurassiern nie passieren! *Dina*

Pünktchen auf dem i



Schweizer

öff

Der falsche Don

Für den «Don Carlos» ist mir nichts zuviel. Hastig stülpe ich im Bus einen langen, schwarzen Jupe über meine Blue jeans, denn man hat uns erklärt, es gebe keine andere Möglichkeit, sich für den abendlichen Opernbesuch umzuziehen. Wir befinden uns in Moskau, auf der Rückfahrt von einem Tagesausflug. Anatoly, unser Reiseführer, strahlt, als er uns das Programm bekanntgibt. Zwar, sagt er, finde die Aufführung nicht im berühmten Bolschoi statt, aber das kleinere Theater gleich um die Ecke stehe dem grösseren punkto Güte in nichts nach.

Von aussen gesehen gleicht dieses Opernhaus einem Landgasthof, was jedoch nichts heissen will. Im Innern ist alles so, wie es sein muss: plüschigrot, weissgold und mit Hunderten von kleinen, strahlenden Lüstern versehen.

Beglückt nehmen wir unsere Logenplätze ein. Dass sie sich im vierten Rang, ganz auf der Seite, befinden, kann die Freude nicht beeinträchtigen. Auch erschüttert mich die Tatsache nicht, dass ich das ganze Geschehen durch ein dreissig Zentimeter breites Netz bewundern soll, das sich um die Brüstung spannt – zum Schutz der Parkettplätzeinhaber vor herunterfallenden Gegenständen! Es stellt sich heraus, dass ich nur gute Sicht habe, wenn ich auf dem Stuhl knie. Was tut's: Der «Don Carlos» nehme ich alles auf mich, gar, wenn er in Russland geboten wird!

Bald kommt ein junger Mann aufs Podium gestürzt, hebt augenblicklich den Taktstock, will nichts wissen von Empfangsapplaus. Die ersten Klänge lassen mich bereits aufhorchen. Keine Spur von Verdi. Das ist Mozart! «Don Giovanni». Nicht, dass ich ihn nicht mag, aber ich habe mich auf den andern Don eingestellt und gefreut. Peinlich ist, dass ich unserer Gruppe vorher den Inhalt des «Carlos» ausführlich erzählt habe.

Was auf der Bühne geschieht, ist einfach fürchterlich. Es erheben sich grasgrüne Hügel, übersät mit buttergelben und bonbonrosa Blumen. Ziegen, Lämmer und Kühe aus Plastik weiden, dazu singt eine Gänseliesel Mozarts Arien. Auch gibt es eine Gartentür, die jedesmal umkippt, wenn Liesel sie öffnen will. Dann einen Sonnenuntergang mit Donnerrollen, Blitzgezische, später Mondschein, so silberhell, dass man geblendet die Hand vor die Augen halten muss. Es werden Arien gesungen mit Klavierbegleitung, wo doch weit und breit kein Piano zu sehen ist! Alles ist gar nicht «echt». Und diese verflixten Logenplätze: Nie weiss man, wohin mit den Beinen. – Überhaupt, der ganze Abend ist verdorben!

Plötzlich geschieht mir etwas Entsetzliches: Mein Stuhl kracht zusammen. Der Sitz hat sich auf komische Art zwischen den Stuhlbeinen gesenkt, und ich bin im Gestell eingeklemmt. Tochter Christine zieht mich hoch, während Herr Ekkehard den Stuhl festhält. Der Mann aus Appenzell zündet aus der Nebenloge mit seiner Taschenlampe, damit wir den Sitz einschlagen können. Dem Bühnen-Don stockt der Atem, und er springt mit einem gewaltigen Satz in den Orchesterraum. «Das wird Folgen haben», flüstert mir Christine zu. «So etwas machst du hier nicht ungestraft!» – Auch egal ...

Am Schluss der Oper erscheint bekanntlich der Commendatore als Geist. Bei uns im Westen ist es meist so, dass der Darsteller, in leichten Nebel gehüllt, seine Arie singt. Im Moskauer «Don Giovanni» ist diese Szene umwerfend. Auf einem kleinen Handwagen wird eine riesige Gips-gestalt hereingefahren. Schwan-kend, ständig vom Umkippen bedroht, singt der «Darsteller» sein Lied. Das Stimmvolumen ist derart gewaltig, dass das Echo vielfach widerhallt.

Später erkläre ich die Sache mit der Verwechslung. «Das macht nichts», beruhigt mich Herr Appenzeller lachend, «Don ist Don.»

Leni Kessler

Karo und Karolinen

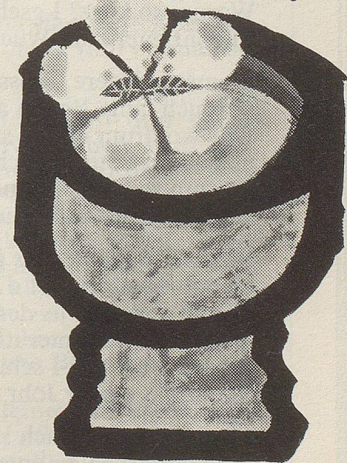
Ich kann das kleine Mädchen nicht vergessen. Es war damals drei Jahre jung. Karolines Mutter hatte einen Hund gekauft. Der Hund hatte ein schwarzes, glänzendes Lockenfell. Karolinen hatte blonde Ringellocken und blaue Augen. Aber nicht das will ich erzählen, das ist ja zeitlos:

blonde Locken, blaue Augen, ein schwarzer Hund. Karolines Mutter ging mit der Zeit, sie hatte immer weniger davon übrig für die kleine Tochter; noch weniger, seit Karo da war. Sein glänzendes Fell wurde täglich mehrmals gebürstet, zweimal täglich wurde er spazieren geführt, wie es sich für einen noblen, reinrassigen Hund geziemt.

«Beinahe fünfhundert Franken habe ich gestern ausgegeben für die kleine Tochter», sagte Karolines Mutter zu mir. «Was diese Dinger kosten!» bemerkte sie bitter. «Das Kind brauchte Stiefelchen, eine Regenpelerine, Jeans und einen Pullover!» Karolines Mutter hatte Karo an der Leine. Ein sanfter Liebesblick traf das Hundefell, die Bitterkeit in den Mundwinkeln verschwand. Das liebe, gute Tier! Es brauchte weder Stiefel noch Jeans, keinen Pullover und keine Regenpelerine. Liebkosend strich Karolines Mutter über Karos glänzendes Fell. Da kam, mit ihrem Teddybären im Arm, die Kleine angerannt, was die Miene der Mutter verdüsterte: «Karoläin!» sagte sie in strengem, zurechtweisendem Ton zu dem kleinen Mädchen: «Karoläin, gang ga Fernseh luege, i gange mit em Hund ...»

Warum nicht? Wozu haben wir sonst den Wald? Und das Fernsehen? Es ist doch alles so praktisch eingerichtet ... *Lisa Geiser*

Fabelhaft ist Apfelsaft



ova Urtrüeb
bsunders guet